

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 89 (2018)
Heft: 11: Religion & Spiritualität : Deutungen der sichtbaren und der unsichtbaren Welt

Artikel: Ein jüdisches Altersheim mit mehrheitlich nicht jüdischen Bewohnern : geht das? : Schabbat, Pessach und Rosch Haschana für jene, die mitmachen wollen
Autor: Weiss, Claudia / Walthert, Rafael
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-834440>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein jüdisches Altersheim mit mehrheitlich nicht jüdischen Bewohnern: Geht das?

Schabbat, Pessach und Rosch Haschana für jene, die mitmachen wollen

Ein Alltag mit jüdischen Bräuchen ist für den Heimleiter David Krammer selbstverständlich. Zwar leben im Altersheim Margoa in Lengnau AG nur noch fünf jüdische Seniorinnen, alle anderen haben einen christlichen oder anderen Hintergrund. Dennoch funktioniert das Zusammenleben.

Von Claudia Weiss

Weisses Tischtuch, violette Sets und silberne Kerzenhalter: Der lange Tisch im Gästespeisezimmer ist am Freitagmittag bereits festlich gedeckt. Am Abend, eine Stunde vor Sonnenuntergang, beginnt der Schabbat, der jüdische Ruhetag, der jeweils bis zum Nachteinbruch des Samstags dauert.

Schabbat ist ein wichtiger Tag im Alterspflegeheim Margoa in Lengnau AG, ein Tag, an dem Heimleiter David Krammer und seine Frau Esther nicht arbeiten, keine Mails beantworten, nicht Auto fahren und nicht telefonieren, sondern Zeit haben für ihre drei Kinder, die beiden Töchter und den Sohn zwischen 12 und 15 Jahren. An diesem Tag feiern sie mit der Familie, mit Gästen und mit all jenen Bewohnerinnen und Bewohnern, die dabei sein möchten.

Das sind allerdings nicht viele, gegenwärtig leben im Altersheim mit seinen 56 Plätzen genau 5 Seniorinnen jüdischen Glaubens. Unter ihnen ist Yael Ben-Artzy, eine 94-jährige gebürtige Wienerin, die sich jeweils den ganzen Tag auf das Familienessen freut. Eine ihrer besten Freundinnen, Edit Adler, ebenfalls 94 Jahre alt, zieht sich hingegen lieber auf ihr Zimmer zurück. Sie ist zwar ebenfalls Jüdin, aber nicht praktizierend. Auch die meisten anderen Bewohnerinnen und Bewohner waren vorher nicht mit den jüdischen Bräuchen in

Kontakt gekommen. Sie sind Christen, Andersgläubige oder konfessionslos, und bis zu seinem Tod vor Kurzem wohnte auch ein Moslem im Margoa.

Die verschiedenen Religionen unter dem Dach eines jüdischen Heims sind für Heimleiter Krammer kein Problem. Er zeigt im Vorbeigehen im Gang auf das Wolkenbild in einem Glaskasten, auf dem steht: «Der Himmel über der Schweiz ist gross genug für jeden Glauben.» Genau so sieht er das für sein Heim, es hat Platz für alle Religionen. Einzig Antisemiten würde er nicht aufnehmen. Alle anderen sind willkommen und erhalten die gleiche liebevolle Pflege und Betreuung wie die jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner. Schliesslich bedeutet Margoa auf Deutsch «Geborgenheit, Erholung und Pflege».

Nur gerade drei jüdische Angestellte im ganzen Heim

Auch bei den Angestellten spielt die Religion keine Rolle, ebenso wenig wie die Herkunft. «Wir schauen einzig auf gute fachliche Fähigkeiten», erklärt Esther Krammer. «Und vor allem auf Sympathie und Herzewärme.» Müssten die Angestellten darüber hinaus jüdischen Glaubens sein, würde eine erfolgreiche Suche beinahe unmöglich. David Krammer nickt, die einzigen drei jüdischen Mitarbeitenden im Margoa sind gegenwärtig seine Frau, die aus einer alteingesessenen jüdischen Familie aus Endingen stammt, er selber

und der regelmässig vorbeischauende Religionsaufseher. Wer ins Margoa zieht oder dort arbeitet, muss sich allerdings bewusst sein, dass hier ein Alltag nach jüdischen Regeln gelebt wird, und zwar weit exakter, als auf den ersten Blick sichtbar ist. Nebst dem Namen, dem Davidstern im Namensschild und dem hebräischen Schriftzug vor dem Eingang – «Baruchim Ha-baim», Willkommen – zeigen anfangs nur die Kopfbedeckungen des Heimleiterpaares ihren Glauben: die schwarze Kippa auf

Die 94-jährige Yael Ben-Artzy freut sich den ganzen Tag auf das Schabbatessen mit der Familie.

Krammers Haupt und je nach Kleidung eine Mütze oder Perücke («Scheitel») auf den schwarzen Haaren seiner Frau Esther. Aber es geht um weit mehr: Jüdisch-orthodoxe Grundsätze prägen das Leben im Margoa quasi rund um die Uhr. Das fängt bei der koscheren Küche an. Eine Besonderheit, mit der sich die meisten Bewohnerinnen und Bewohner gut arrangieren, auch wenn sie das vorher nicht gekannt hatten. Krammer ist stolz auf sein «Koscher-Zertifikat», das er bei seinem Amtsantritt vor 18 Jahren eingeführt hat und das bescheinigt, dass die Margoa-Küche auch für strengstgläubige Juden einwandfrei ist. Küchenchef Marc Tobias ist zwar kein Jude, aber er hat sich in die Koscher-Regeln eingearbeitet, er kennt die Vorschriften für fleischige und milchige Mahlzeiten und wie er was zubereiten und behandeln muss.

Der Religionsaufseher schaut dem Küchenchef genau zu

Die Stelle des Küchenchefs sei am schwierigsten zu besetzen, sagt Krammer. «Er muss sich täglich den Herausforderungen stellen, wo er die koschere Ware herbekommt und dann daraus etwas kochen, das teils konträr zu dem läuft, was er in der Ausbildung gelernt hat.» Und er muss sich über die Schulter schauen lassen: Das Koscher-Zertifikat, von Rabbiner Mosche Baumel von der Israelitischen Gemeinde Basel ausgestellt, erfordert eine strenge Kontrolle der Regeln.

Wie in anderen Alterspflegeheimen leiden auch hier drei Viertel der Personen an einer Demenz.

Zu diesem Zweck stellt sich täglich von sieben Uhr früh bis mittags ein Gehilfe des Rabbiners, der sogenannte Religionsaufseher oder «Maschgiach», in die Küche des Margoa. Er schaltet persönlich morgens Herd und Ofen ein, denn nur dann kann Essen überhaupt koscher gekocht werden. Er überprüft auch

die Koscher-Siegel auf dem Fleisch aus einer koscheren Basler Metzgerei und alle anderen Lebensmittel. Viele davon sind inzwischen bei ganz gewöhnlichen Grossverteilern erhältlich.

Soeben hat der Maschgiach seine morgendliche Pflicht abgeschlossen, jetzt trifft er David Krammer im Vorraum und gibt ihm eine kurze Rückmeldung. Ernst sieht er aus, ein bisschen

ehrfurchtgebietend, wie er so dasteht mit dem schwarzen, chassidischen Hut, dem ebenso schwarzen Gewand, den ergrauenden Schläfenlocken und dem Bart. Er wacht nicht nur über die koscheren Gebote, sondern auch über die anderen Traditionen. Beispielsweise würde er nie einer fremden Frau die Hand reichen, das verbietet ihm die Sitte.

Mittags füllt sich der Speisesaal. Zufrieden sitzen die Bewohnerinnen und Bewohner vor ihren gefüllten Tellern und löffeln still vor sich hin. Was der Küchenchef am Vormittag koscher gekocht hat, schmeckt offensichtlich gut. Seit David Krammer das Margoa leitet, sind nur gerade zwei Personen aus kulinarischen Gründen wieder aus dem Heim ausgetreten. Alle anderen merken meist keinen grossen Unterschied.

>>



Der «Maschgiach», der Religionsaufseher (links), im Gespräch mit Heimleiter David Krammer: Er sorgt dafür, dass die Regeln für das Koscher-Zertifikat Tag für Tag streng eingehalten werden.

Fotos: Roger Wehrli

«Kalbsgulasch Bauernart mit Hörnli und Gemüse» oder «Ragoût fin im Blätterteigpastetli mit Erbsen» zum Mittagessen oder «Gefüllte Crêpe mit Kräuterpilzen» zum Abendessen – koscher schmeckt das offensichtlich genau so gut. «Jaja, das Essen ist immer fein», ruft ein weisshaariger Mann fröhlich. Er lacht und nickt. «Es ist immer fein. Und immer oben ohne.» Was er genau damit meint, weiss nur er selber: Wie in anderen Alterspflegeheimen sind auch hier ungefähr drei Viertel der Bewohnerinnen und Bewohner an einer Demenz unterschiedlichen Grades erkrankt. Der fröhliche Senior ist einer von ihnen.

Betreuung mit Familienanschluss

Weit wichtiger als das Essen ist deshalb den meisten die familiäre Betreuung, die im Margoa grossgeschrieben wird. Yael Ben-Artzy schaut zum Fenster ihres Zimmers hinaus. Die 94-Jährige freut sich auf das Schabbatessen an diesem Abend, bei dem sie wie meistens dabei ist, denn sie geniesst diese feierlichen Momente mit den Krammers. «Mit der Familie zu essen ist ein reines Vergnügen», sagt sie glücklich. Ihre Verwandten leben weit weg, und sie freut sich immer über die Gespräche. «Wir reden über die Vergangenheit, das Heute und die Zukunft, über alles, was uns beschäftigt.»

Wirklich religiös ist die in Wien geborene Seniorin nicht aufgewachsen. Die Synagoge besuchte sie nur an den hohen Fei-

ertagen. Sie lacht verschmitzt. «Die Krammers wussten das und haben mich trotzdem adoptiert.» Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte sie 14 Jahre lang in England und später in Israel, «dort lebt ein Grossteil der Bevölkerung nicht sehr religiös». Dass sie im Margoa landete, bezeichnet sie als Zufall und grosses Glück. «Herr Krammer sagt zwar immer, das sei so vorgesehen gewesen», sie winkt ab, lächelt. Vor vier Jahren sei sie über den Rollator gestolpert und habe aufgrund einer schlecht heilenden Armverletzung 31 Tage im Spital liegen müssen. Danach musste sie eine Lösung finden.

Als ihre Nichte sie ins Margoa brachte, wurde sie von Esther Krammer in Empfang genommen. «Das war Liebe auf den ersten Blick», Yael Ben-Artzy schmunzelt. «Bei Herrn Krammer kam sie dann erst auf den zweiten Blick.» Anfangs gefiel er ihr und ihrer Nichte gar nicht,

der Heimleiter aus Amsterdam mit seiner direkten Art, der in ihren Augen als «totaler Businessman» auftrat. Rasch merkte sie dann, dass er gerne Scherze macht und insgesamt ein «richtig lockerer Holländer» ist.

«Die Sympathie hat sich darum schnell entwickelt», sagt Yael Ben-Artzy, ihr Zimmer wollte sie schliesslich auch nicht mehr tauschen. Sie ist wohl mit dem nachmittäglichen Schatten: Wer jemals in Israel die brütende Nachmittagssonne erlebt habe, lerne das zu schätzen. Einzig die Tatsache, dass sie Pflege be-

nötigt, findet sie schwierig. «Umso wichtiger ist, dass sie mit einem Lächeln verrichtet und nicht nur herumhantiert wird.»

«Mesusa» erinnern an Gott

Wer weiss, vielleicht helfen die weissen Keramikrollen, die an allen Türrahmen ausser bei den Toiletten und Badezimmern in einem Winkel von 45 Grad befestigt sind, diesen Gedanken immer ein wenig wachzuhalten: Es sind sogenannte Mesusa, in denen Pergamentstücke mit einem Thora-Abschnitt aufbewahrt werden. Sie sollen immer an die Allgegenwart Gottes erinnern.

Diese Allgegenwart wird an jedem Schabbat besonders gefeiert. Neben dem Gästeaal, in dem das Schabbatessen stattfinden wird, befindet sich der Hatikva-Saal, das heisst «Hoffnung», gleich wie die Nationalhymne Israels. Tagsüber sitzen darin noch Seniorinnen und Senioren im Kreis und hören ei-

Umso wichtiger ist, dass die Pflege mit einem Lächeln verrichtet und nicht herumhantiert wird.



Yael Ben-Artzy, die 94-jährige jüdische Bewohnerin, ist nicht sehr religiös, die Synagoge besucht sie nur an Feiertagen – «trotzdem hat man mich aufgenommen».

ner Geschichte zu oder singen in der Gruppe – normaler Altersheimalltag. Am Freitagabend und am Samstag jedoch findet dort der jüdische Gottesdienst statt, alle zwei Wochen auch ein Minjan, eine grössere Versammlung, bei der mindestens zehn jüdische Männer ab 13 Jahren zu einer Lesung der Thora und zu besonders wichtigen Gebeten zusammenkommen. «Im Schrank dort hinten bewahren wir die handgeschriebenen Thorarollen auf», sagt Krammer stolz: Solche Rollen sind äusserst kostbar, und dass er sie von einem Spender erhielt, ist ihm eine wichtige Ehre.

Abgesehen von jüdischen Gepflogenheiten steht im Margoa ganz klar an erster Stelle die gute Pflege und Betreuung. Auf

So erleben Nicht-Juden das jüdisch geführte Heim

Die vielfältigen Bräuche hat David Krammer als Diplomarbeit für seine Heimleiterausbildung in Form eines Leitfadens beschrieben, um sie nicht-jüdischen Bewohnerinnen und Bewohnern und ihren Angehörigen zu erklären. Er untersuchte zudem anhand von Fragebögen, was es für die Bewohnerinnen und Bewohner, für ihre Angehörigen und für alle Angestellten bedeutet, wenn ein Altersheim nach jüdischen Grundsätzen geführt wird.

Bei dieser nicht repräsentativen Umfrage stellte sich heraus: Die meisten Bräuche, auch die koschere Küche, sind auch für Nicht-Juden gut lebbar. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter empfanden die Erfahrung mit den jüdischen Ritualen und Bräuchen grossteils als lehrreich und spannend, nur eine von zehn Personen interessierte sich nicht gross für den jüdischen Einfluss. Auch drei Viertel der Angehörigen und zwei Drittel der Bewohnerinnen und Bewohner bezeichneten die Erfahrungen mit den für sie neuen religiösen Ritualen und Bräuchen mehrheitlich als bereichernd oder als unwichtig.

Die vielen Gäste wurden manchmal etwas zu viel

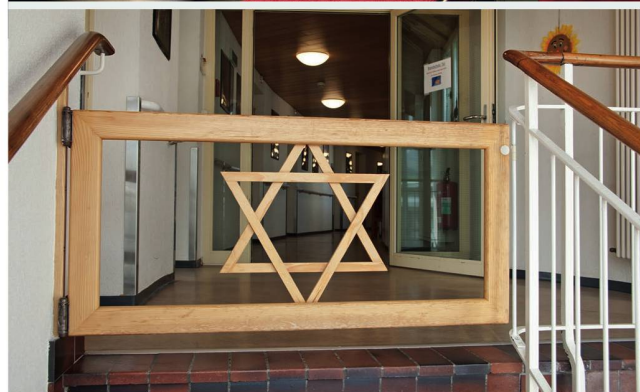
Das einzige Missfallen äusserte ein Drittel der Bewohnerinnen und Bewohner hinsichtlich der grossen jüdischen Feierlichkeiten: Sie bekundeten Mühe mit den vielen wechselnden Gästen und fühlten sich durch sie in ihren Aufenthalts- und Beschäftigungsmöglichkeiten eingeschränkt. Daher liess David Krammer einen Teil des Wintergartens abtrennen und einen separaten Essraum für Gäste einrichten. Später liess er dazu Margoa Plus erstellen, «sozusagen die Schokostreusel auf dem Ganzen»: In einem Nebengebäude finden Gäste eine grosse Gartenhalle und einen kleineren Seminarraum für Anlässe. Im Gästehaus Noffi stehen den Gästen zudem zehn Einzel- und Doppelzimmern als Unterkunft zur Verfügung.

Lengnau selber hat zwar keine aktive jüdische Gemeinde mehr, aber an die Kultusgemeinde im benachbarten Endingen sind noch rund 60 Familien angeschlossen, die sich regelmässig im Margoa treffen. David Krammer und seine Frau Esther setzen sich für ein «lebendiges und starkes Judentum im Surbtal» ein.

dem Programm stehen nebst Handarbeiten und Turnen auch Märchennachmittage, Singen mit den «Home Singers», im November einmal eine Modeschau, verschiedene Ausflüge, ein Samichlausfest, Besuche des Therapiehundes Bruno und monatlich ein katholischer Gottesdienst. An den anderen Sonntagen wird im Mehrzweckraum die Messe via Internet übertragen. Ausserdem kümmert sich Aktivierungstherapeutin Anita Zimmermann um die spirituellen Belange der nicht-jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner. Sie ist immer für Gespräche zu haben.

Einen zentralen Stellenwert nehmen allerdings die vielen jüdischen Feiertage ein, von Jom Kippur («Tag der Versöhnung», der höchste jüdische Feiertag) über Rosch Haschana (jüdisches Neujahr) bis Pessach (Feier zur Erinnerung an den Auszug des Volkes Israel aus Ägypten). Gefeierte werden sie im Margoa mit allen dazugehörigen Ritualen, immer auch mit zahlreichen Gästen aus Nah und Fern. Für die Bewohnerinnen und Bewohner bedeutet das, dass häufig Leben und Abwechslung ins Heim kommt. Manchen wurde es sogar bisweilen fast zu viel, sodass David Krammer mit dem Margoa Plus zusätzlichen Raum schaffte (siehe auch Kasten).

>>



Kompromisse: Koscheres Essen muss nicht von Juden zubereitet sein, und der Davidstern gefällt auch Christen.

Auch sonst ist er gut im Finden von Lösungen. Schabbat, sagt er, sei im Heim viel einfacher zu leben als in einem Familienhaushalt, denn hier ist die Familie von vielen Nicht-Juden umgeben. Das hilft, wenn Krammer beispielsweise das Licht im Synagogenraum einschalten möchte, den Lichtschalter aber am religiösen Ruhetag traditionsgemäß nicht betätigen darf. Er wendet dann einen Trick an: Zwar darf er niemanden offen bitten, für ihn den Lichtschalter zu betätigen, weil das quasi

Anstiftung zu einer schlechten Tat wäre. «Aber ich kann sagen, dass ich ein Problem habe, das ich an diesem Tag nicht lösen kann.» Fragt dann sein Gegenüber, worin sein Problem bestehe, antwortet er: «Es ist sehr finster in der Synagoge.» Und ist dann froh, wenn die andere Person ihn versteht und an seiner Stelle das Licht anknipst.

David Krammer ist kein Mann, der das geschriebene Wort anzweifelt. Er ist einer, der Menschen das im Alltag gelebte Juden-

Ein religiöser Hintergrund ist nicht erforderlich, wichtig sind einzig festgelegte Abläufe

«Rituale bieten Sicherheit und Zusammen

Jede Religion hat Rituale. Auch für nicht religiöse Menschen seien festgelegte Abläufe wichtig, sagt Rafael Walthert*. Besonders bei Lebensübergängen wie Hochzeit oder Tod.

Interview: Claudia Weiss

Herr Walthert, am jüdischen Ruhetag Schabbat ist für strenggläubige Juden das Drücken des Lichtknopfs immer noch verboten, obwohl dafür längst nicht mehr die ganze Arbeit des Feuermachens nötig ist. Welchen Sinn haben solche Bräuche denn heute noch?

Rafael Walthert: Bei religiösen Ritualen geht es oft darum, Traditionen weiterzuführen und einen klar definierten Ablauf einzuhalten: Das gibt Sicherheit, ganz unabhängig von den Glaubensinhalten oder Hintergründen, die im Lauf der Zeit ändern können. Für Aussenstehende können solche Rituale absurd und nicht plausibel scheinen, für «Eingeweihte» fühlen sie sich ganz einfach richtig an. Gerade im Judentum kommunizieren Rituale und religiöse Bräuche dabei die Zugehörigkeit zu einer Tradition und einer Gemeinschaft, unabhängig davon, wie sinnvoll sie auf den ersten Blick scheinen mögen.

Rituale also als ein Gefühl der Verbundenheit – und gleichzeitig verliert Religion vielerorts an Bedeutung.

Ja, aber immer noch sind Rituale aus allen Religionen mit dem Gefühl gekoppelt, «es richtigzumachen». So ist zu erklären, dass auch heute noch in unseren Kantinen am Freitag oft Fisch statt Fleisch auf der Speisekarte steht – obwohl viele überhaupt nicht mehr wissen, warum das so ist. Tat-

sächlich geht dieser Brauch darauf zurück, dass jeder Freitag ein Gedenktag an den Todestag Christi ist und an diesem Tag gefastet, also kein Fleisch gegessen werden soll. Da Fisch nicht als Fleisch zählte, gibt es noch heute am Freitag vielerorts Fisch – und das stimmt nun einmal für die Leute. Das funktioniert auch bei wenig Glauben oder Religiosität, es ist der Brauch an sich, der zählt.

Das heisst, Rituale haben für die Menschen auch eine von der Religion abgekoppelte Bedeutung?

Sie haben vor allem die Funktion einer sozialen Zusammengehörigkeit. Nehmen wir als Beispiel einen Regentanz: Wer



Jüdisches Fest Jom Kippur: Rituale geben Sicherheit

da mitmacht, glaubt zumindest heute kaum noch, damit tatsächlich bewirken zu können, dass es regnet. Aber beim Mitmachen ist man Teil einer Gruppe, trägt zur Gemeinschaft bei, gehört dazu. Wer nicht mitmacht, gehört nicht dazu. Oder wenn Sie jemandem nach dem Niesen «Gesundheit» wünschen – glauben Sie wirklich, dass diese Person danach gesünder wird? Nein, aber Sie fühlen sich besser, weil Sie sich richtig verhalten haben! Würden Sie davongehen, ohne das zu wünschen, hätten Sie das Gefühl, etwas unterlassen zu haben.

Lässt sich so erklären, dass auch areligiöse Menschen in wichtigen oder schwierigen Situationen plötzlich wieder auf Rituale zurückgreifen?

Genau, das gibt ihnen Verhaltenssicherheit. Bei gewissen zoroastrischen Ritualen in Indien beispielsweise ist ganz



* **Rafael Walthert**, 40, ist Assistenzprofessor für Religionswissenschaft an der Universität Zürich. Er beschäftigt sich mit Religionssoziologie und Ritualtheorien und hat am Nationalfondsprojekt 67 «Lebensende» zum Thema «Alternative Religiosität und Lebensende» mitgewirkt.

tum vorleben und weitergeben will. Dennoch ist er immer zu Kompromissen bereit: Der Davidstern am Treppengeländer hat zwar selbstverständlich die offiziellen sechs Zacken, aber für die christlichen Bewohnerinnen und Bewohner kann er durchaus als Christenstern durchgehen. «Letztes Jahr kaufte ich sogar einen Kerzenhalter in Form eines roten Davidsterns – da freuten sich die Jüdinnen über den Davidstern und die Christen über die weihnächtlich rote Farbe.» Und wenn rund um das

gehörigkeit»

genau vorgeschrieben, wer wo sitzt, welche Kleidung trägt und wer wann betet. Die Gebete sind allerdings so alt, dass niemand mehr die Sprache versteht: Hier zählt allein der ritualisierte Ablauf. Dasselbe passiert bei Katholiken, die das Kreuz der Dreifaltigkeit schlagen. Als katholisch erzogener Junge wusste ich zum Beispiel jahrelang nicht, warum ich das tue oder was es bedeutet – aber es war das, was man halt machte, und es fühlte sich richtig an. Diese Grundstruktur ist wohl typisch für Rituale überhaupt.

Werden deshalb Rituale in der heutigen komplexen Welt wieder wichtiger?

Besonders bei wichtigen Übergängen wie Geburt, Hochzeit und Tod haben Rituale auch heute noch zwei wichtige Funktionen inne: Auf psychologischer Ebene bieten sie Sicherheit, und auf sozialer Ebene sorgen sie dafür, dass die Familie und die Umgebung an diesem Schritt teilnehmen. Dadurch verleiht das Ritual einem Geschehnis Wichtigkeit, gerade in einer Zeit des Übergangs. Es spielt dabei gar keine Rolle, ob es sich um ein bestehendes religiöses Ritual handelt oder ob eine Gruppe ihre neuen, eigenen Rituale schafft. Ein Ritual muss auch weder kompliziert sein noch regelmässig stattfinden, aber es muss standardisiert und formalisiert sein. Und jemand muss es anleiten, damit alle wissen, was sie tun sollen – sonst führt ein Ritual zu Verhaltensunsicherheit, und das soll es ja gerade nicht.

Christinnen und Christen, die aus der Kirche ausgetreten sind, werden allerdings als «Rosinenpicker» kritisiert, wenn sie für solche Übergangsrituale trotzdem auf kirchliche Rituale zurückgreifen ...

Ja, das Christentum ist in diesem Punkt ein Sonderfall: Keine andere Religion kennt dieses Gesamtpaket «von der Wiege bis zur Bahre», das Modell einer übergreifenden Institution mit einer ständigen Kirchensteuer. In Indien oder China ist es beispielsweise üblich, für eine Segnung oder Bestattung einen Priester holen zu lassen und ihn dann für dieses bestimmte Ritual zu entlohnen. Insofern könnte man vielleicht fast sagen, das Christentum wandelt sich heute vom Sonderfall zum Normalfall. Und es wird auch bei uns legitim, sich an Ritualen das auszuwählen, was einem auch wirklich etwas bedeutet. ●

Lichterfest Chanukka in der Eingangshalle die Kerzen der grossen Chanukkia (achtarmiger Kerzenständer) angezündet werden, geniessen alle das feierliche, warme Licht. Gleichzeitig lässt David Krammer in der grossen Tanne neben dem Hauseingang eine Lichterkette aufhängen. «Das stört mich überhaupt nicht, einzig ein Weihnachtsbaum kommt mir nicht ins Haus.»

Das Haus, so viel steht für Krammer fest, ist von Gott gesegnet. «Wir sorgen dafür, dass seine Arbeit weitergeführt und seine Ansichten vertreten werden.» Wie lange das noch gehe, sei ungewiss. Aber: «So lange auch nur eine einzige jüdische Person hier lebt, ist unsere Existenz gerechtfertigt.»

Ob religiös oder spirituell, ist eine Frage der Ansicht

Ob das, was er tue, eher religiös oder spirituell sei, findet er letztlich eine Ansichtssache. «Ich biete an, und die Bewohnerinnen und Bewohner finden darin etwas für sich oder nicht», sagt er schlicht. Er erzählt

von jener alten Dame, die einst vom Paraplegiezentrum Nottwil ins Margoa kam, im Elektro-Rollstuhl, und nur einen Finger bewegen konnte, um diesen zu bedienen. Eines Tages rollte sie zu ihm im Büro und äusserte ihre beiden letzten grossen Wünsche: eine Kreuzfahrt ab Venedig, danach auf dem Schiff ruhig einschlafen. Krammer überlegte kurz. «Den ersten Wunsch kann ich Ihnen erfüllen», erklärte er dann. «Der zweite ist nicht für mich.» Für ihn ist klar, dass Gott allein steuert, wer wie lange lebt. Exit würde er nicht ins Haus lassen.

Für die alte Dame jedoch plante er mit ihren drei Söhnen die Reise, organisierte zwei Pflegefachmänner, die sie begleiteten. Sie reiste glücklich ab und genoss ihre Kreuzfahrt. Am zweitletzten Abend legte sie sich früher hin und starb friedlich. Krammer ist überzeugt: «Gelingen uns solche Momente, dann machen wir als Institution alles richtig.» Ob ein alter sterbenskranker Mann unbedingt seinen Hund mitbringen oder ein anderer dringend seine Pfeife rauchen will: Die Wünsche der Menschen achten und wenn möglich umsetzen, das sei sein oberstes Gebot. «Der Mensch bleibt bis zum letzten Moment Mensch.»

David Krammer nimmt aber auch seine Aufgabe als religiöser Heimleiter wichtig, denn gerade im Alter machen sich viele wieder auf die Suche nach ihren Wurzeln. Das hat er oft erfahren, einmal am Beispiel einer alten Dame, die Auschwitz überlebt hatte und nichts mehr von einem lieben Gott wissen wollte. Mit ihrem nicht-jüdischen Mann hatte sie nicht-jüdische Kinder aufgezogen und ihren Glauben für lange Zeit verdrängt. Als sie ins Margoa eintrat, führte David Krammer lange Gespräche mit ihr. Am Ende hat die Frau schliesslich eingewilligt, sich nach ihrem Tod auf dem jüdischen Friedhof beerdigen zu lassen, wo ihr anders als auf den anderen Schweizer Friedhöfen die ewige Grabruhe gewährt wird.

Und Krammer hatte erreicht, was er als eines seiner höchsten Ziele sieht: «Spätestens beim Sterben Menschen wieder in die religiöse Heimat bringen.» ●

Die Wünsche der Menschen achten und wenn möglich umsetzen ist sein oberstes Gebot.
